

DAS MÄDCHEN IM GLÄSERNEN SARG

Von Felicity Green

Unkorrigierte Leseprobe

Nur für Leserclub-Mitglieder – nicht öffentlich machen.

© Felicity Green

KAPITEL EINS

Im Traum liege ich in einer riesigen Badewanne gefüllt mit einer weißen, dünnen Flüssigkeit. Darin schwimmen scharlachrote Rosenblätter.

Strähnen meiner langen dunklen Haare treiben wie tote Pflanzen im Wasser.

Die Krämpfe in meinem Magen wollen nicht aufhören.

Mama hat mir nur eins ihrer homöopathischen Heilmittel gegeben und gesagt, das würde schon wieder werden.

Es hilft nicht.

Doch auf einmal ist mir, als löse sich ein fester Knoten tief in meiner Mitte.

Ich merke, wie etwas aus mir herauskommt.

Die zähe Masse treibt an die Oberfläche des milchigen Badewassers.

Ich ahne, was es ist, aber ich bin verwirrt. Blut sollte doch rot sein, aber das hier ist dunkel. Rostrot, fast schwarz.

»Mama?«, rufe ich. »Mama, komm, irgendwas stimmt nicht!«

Meine Mutter kommt ins Badezimmer gelaufen.

Ihre schönen Gesichtszüge entgleisen, als sie das schmierige Zeug in der Wanne sieht.

»Jetzt ist es soweit«, sagt sie. »Jetzt bist du ...« Ihre Stimme bricht und sie schluckt. Mamas Augen verdunkeln, so als ob jemand in ihr das Licht ausgeschaltet hätte. »Nun ist es geschehen.«

Als nächstes komme ich in einem Krankenhaus zu mir. Ich weiß sofort, wo ich bin, so als ob mir dieser Ort vertraut wäre, aber ich habe keine Ahnung, warum ich hier bin.

Meine Hand tastet automatisch nach dem roten Knopf, um die Krankenschwester zu rufen.

Ich habe einen pelzigen Geschmack auf der Zunge und mein Mund ist ganz ausgetrocknet.

Mein Magen fühlt sich irgendwie roh an.

Eine Schwester kommt ins Zimmer und gibt mir etwas zu trinken.

Sie redet beruhigend auf mich ein, aber ich unterbreche sie, um sie zu fragen, was mit mir passiert ist.

»Du hast die Milchkrankheit gehabt, Schätzchen«, erklärt sie mir.

Ich schüttele den Kopf. »Was für eine Milchkrankheit? Was soll das sein?«

»Ja, ich hatte auch noch nie davon gehört. Das Kraut, White Snakeroot, das diese Krankheit auslöst, ist in diesen Breitengraden gar nicht heimisch. Davon abgesehen ist die Krankheit heutzutage sowieso total selten. Man bekommt sie, wenn man Milch von Kühen trinkt, die dieses Kraut gefressen haben. Erinnerst du dich, dass du starke Verdauungsbeschwerden und Krämpfe gehabt hast?«

Plötzlich fallen mir die letzten Tage wieder ein. Ich nicke.

»Deine Mutter sagt, dass sie dich öfter in Milch baden lässt. Das soll der Schönheit zuträglich sein. Nicht, dass du es nötig hast, Schätzchen, wenn du mich fragst. Auf jeden Fall besteht der Verdacht, dass du so die Krankheit bekommen hast. Und Milch trinkst du wohl auch viel ... Na ja, auf jeden Fall hast du Glück gehabt, dass erkannt wurde, was das Problem ist. Man kann nämlich daran sterben.«

In meinem Traum habe ich das starke Gefühl, dass an der Geschichte etwas nicht stimmt. Ich habe nicht den Eindruck, dass die Krankenschwester lügt, aber ... etwas passt nicht zusammen.

Bevor ich darauf komme, wache ich auf.

Ich blinzele ein paar Mal, aber alles bleibt verschwommen.

Und zu hell, wie bei einem überbelichteten Foto.

Doch bin ich mir ziemlich sicher, dass ich in einem Krankenhaus liege.

Es ist nicht dasselbe Zimmer wie in meinem Traum.

Oder träume ich noch?

Die Krankenschwester von vorhin ist zumindest nicht hier.

Meine Hand will den roten Knopf finden, doch ich kann sie nicht bewegen.

Dann erinnere ich mich, wo ich bin.

Das Pflegepersonal hier sieht mich nicht.

Ich kann sowieso niemanden rufen, denn ich kann keinen Muskel rühren. Ich bin gefangen in meinem Körper.

Ich strenge mich an, aus diesem Traum wieder aufzuwachen.

Verzweiflung macht sich in mir breit, als ich realisiere, dass es keiner ist.

Plötzlich bin ich mir gar nicht mehr sicher, was Realität ist, und was Traum.

Durchlebe ich Erinnerungen?

Lebe ich meinen allerschlimmsten Albtraum?

Werde ich jemals davon wieder aufwachen?

KAPITEL ZWEI

In dem Moment, als ich die Stimme meiner Mutter hörte, wusste ich, dass ich den Anruf nicht hätte annehmen sollen.

Das Handy zwischen Schulter und Ohr geklemmt, ruckelte ich mit dem Schlüssel im Schloss herum, bis die alte Tür endlich aufging.

»Ich bin ehrlich gesagt ein bisschen auf dem Sprung«, versuchte ich Mamas gelallten Monolog zu unterbrechen. »Können wir morgen telefonieren?«

»Du bist jetzt wohl was Besseres, dass du nicht mal mehr Zeit für deine alte Mutter hast.«

Ich rollte mit den Augen und winkte meiner Mitbewohnerin und besten Freundin Ritu zu, die in der Küche am Herd stand und ein herrlich duftendes indisches Gericht kochte.

»Natürlich nicht, Mama, ich bin einfach spät dran. Ich muss mich umziehen, um rechtzeitig zur Arbeit zu kommen.«

Nervös warf ich einen Blick auf die Anzeige des Digital-Weckers auf meinem Nachttisch. Ich riss die Schranktür auf und nahm die einzigen gebügelten Kleider aus dem Schrank, die ich besaß: Meine Uniform. Ich arbeitete für eine exklusive Catering-Firma und ein perfektes Erscheinungsbild gehörte zu den Voraussetzungen, dort weiter angestellt zu sein.

Meinen Job zu verlieren konnte ich mir nicht leisten, denn obgleich DeLux-Catering viel von seinen Angestellten forderte, so zahlte die Firma auch sehr gut. An der University of Sussex zu studieren und in Brighton zu leben war teuer.

»Wieder so ein Schickimicki-Fest?«, fragte meine Mutter, die ich auf Lautsprecher gestellt hatte, während ich mich aus Leggings und Rock schälte.

»Ähm, ja, ein Fest auf einem Gut. Wir werden mit dem Bus hingefahren und deshalb darf ich auf keinen Fall zu spät kommen ...«, versuchte ich meine Mutter abzuwimmeln, während ich die verhasste Strumpfhose anzog.

»Ein richtiges Herrenhaus? Ist es die Hochzeit eines Adligen? Wirst du dort vielleicht sogar Mitglieder des Königshauses treffen?« Mamas Stimme überschlug sich fast vor

Aufregung und weil sie genug intus hatte, ließ sie einige harte Konsonanten aus. Ich musste die Worte gar nicht verstehen. Meine Mutter war ein British-Royals-Junkie und las alle Klatschzeitschriften, die sich mit dem Thema beschäftigten.

»Ich weiß es nicht, Mama. Vielleicht. Ich bin ja nicht dort, um mit den Gästen zu sprechen, ich muss sie bedienen. Auf jeden Fall ist es keine Hochzeit. Eine Kunstvernissage, glaube ich. In Emberhurst House.«

Auch wenn ich es meiner Mutter gegenüber nie zugeben würde, war es natürlich total spannend, den Reichen und Berühmten zu begegnen. Aber seit ich ihr einmal erzählt hatte, dass ich Megan Markle und dem Earl of Sussex, Prinz Harry, auf einer Feier über den Weg gelaufen war, behielt ich solche Sachen für mich. Es war mir damals gelungen, ein Foto mit dem Handy aufzunehmen. Ein absolutes No-Go, aber ich hatte nicht widerstehen können. Das Foto hatte ich meiner Mutter geschickt, weil sie so darum gebettelt hatte.

Keine Woche später sah ich das Foto in der Zeitung. Neben einem Bild von meiner Mutter. In dem beistehenden Artikel brüstete sie sich damit, dass ihre Tochter für Reiche und Berühmte arbeitete. Gott sei Dank hatte sie sich nicht an den Namen meines Arbeitgebers erinnern können. Und in der Zeitung stand mein Taufname, Ivonne Dewitt. In Brighton nannte ich mich Ivy De Witt. Ich hatte es gar nicht abwarten können, mich neu zu erfinden, als ich endlich meine verhasste Kindheit und Heimat hinter mir lassen konnte. Davon abgesehen hatte niemand hier das Käseblatt des Ortes im Osten von London, in dem ich aufgewachsen war, gelesen. Sonst wäre ich natürlich gefeuert worden.

Auf jeden Fall erzählte ich meiner Mutter seitdem wenig über meine Erlebnisse auf der Arbeit.

»Dann kommst du heute mit einem fetten Gehaltsscheck nach Hause.«

Endlich kam meine Mutter zum Punkt.

Ich knöpfte meine Bluse fertig zu, um mir die Gelegenheit zu geben, ruhig zu werden. »Ja, und den kann ich auch gut gebrauchen.« Ich lebte wahrlich nicht auf großem Fuße, aber mit Studiengebühren, Miete, und den hohen Lebenserhaltungskosten in Brighton kam einiges zusammen.

»Du wirst doch noch was für deine arme Mutter überhaben, oder nicht?«

Ich atmete tief durch, stand auf und schaute in den Spiegel über der Kommode.

»Mama, ich kann dir kein Geld geben, das weißt du doch.« Mit einem geübten Handgriff wand ich meine honigblonden langen Haare zu einem ordentlichen Dutt zusammen und steckte die Enden mit Haarnadeln fest.

»Aber das musst du ...« Der Ton meiner Mutter wurde verzweifelter. Sie hätte mich nicht angerufen und um Geld gebeten, wenn sie nicht ordentlich einen sitzen hätte. Was nicht hieß, dass ein solcher Anruf selten vorkam. Meine Mutter schaute gerne tief in die Flasche. In Wahrheit war es so, dass sie für ihr liebstes Hobby das meiste ihrer Arbeitslosenunterstützung verprasste. Denn sie besaß eine Vorliebe für den teuren Sprit. »Ich trinke mit Stil«, sagte sie immer. Und das war ihr wichtig, Ich bezeichnete es als Möchte-Gerne-Klasse, denn so vornehm sie auch gerne tat, so konnte sie sich immer nur die billigen Kopien von dem leisten, was sie für stilvoll hielt. Designer-Imitate, lange blonde Haar-Extensions vom Discount-Friseur, selbst angeklebte Nägel aus der Drogerie. Dazu kam die Schwäche für Männer, die genau solche Blender waren, und sich reicher und erfolgreicher machten, als sie waren.

Ich hörte gar nicht mehr richtig zu, als ich wütend eine Überdosis Haarspray versprühte, damit meine Frisur ordentlich saß.

Dann schnappte ich mir das Handy, stellte den Lautsprecher aus und unterbrach meine Mutter: »Andere in meinem Alter werden von ihren Eltern finanziell unterstützt. Ich wusste immer schon, dass du mir das nicht geben kannst und dass ich für mich selber sorgen muss. Das ist auch okay. Und ich komme gerade so über die Runden. Ich kann dir nicht unter die Arme greifen, Mama.«

Bevor sie etwas antworten konnte, legte ich auf.

Ich starrte mein Spiegelbild an. Meine Unterlippe zitterte und meine Nasenflügel bebten. Die grünen Augen schauten mich etwas vorwurfsvoll zurück an. War ich eine schreckliche, undankbare Tochter? Vielleicht. Aber jetzt konnte ich mir keine Gedanken darüber machen. Ich puderte die paar Sommersprossen auf meiner Nase ab, die sich auch im Februar dort bemerkbar machten, und trug den Lippenstift in Scharlachrot auf, den DeLux-Catering für weibliche Angestellte vorschrieb. Ich rückte noch die schwarze Ansteckfliege zurecht und warf mein Handy, meine Schlüssel und den Lippenstift in die Handtasche, die ich mitnehmen wollte.

Ein Blick auf den Wecker verriet mir, dass ich noch ein paar Minuten Zeit hatte, um mit Ritu zu sprechen.

Meine Freundin stand immer noch in der Küche vor dem Herd. »Ich wollte dich fragen,

ob du zum Essen da bist, aber wie es aussieht, musst du zur Arbeit?«

»Ja, leider«, sagte ich mit einem Blick in den Topf, in dem ein leckeres Curry köchelte.
»Lässt du mir etwas über? Dann mach ich es mir nachher warm.«

»Klar. Wo geht es denn hin?«, fragte Ritu.

»Emberhurst House.«

Ritu hielt den Kochlöffel an. Ihre braunen Reh-Augen wurden noch größer.
»Emberhurst House? Wo Henry Wyndham lebt?«

»Wer ist denn das?« Ich schnappte mir ein Stück frisches Naan-Brot für unterwegs.
Mein knurrender Magen erinnerte mich daran, dass ich noch etwas hätte essen sollen, statt bis zur letzten Sekunde in der Bücherei zu bleiben.

»Na, einer der begehrtesten Junggesellen unter dreißig. Reich, adlig, unheimlich süß
...« Wie immer, wenn Ritu besonders aufgeregt war, wurde ihr indischer Akzent stärker.

Ich hob die Augenbrauen. »Noch nie gehört.«

Ritu schüttelte den Kopf. »Ab und zu mal ein Klatschmagazin anzuschauen würde dich nicht oberflächlich machen, weißt du. Wenigstens wärst du dann mal auf dem Laufenden.
Vergiss nicht, dass das, worüber du in deinen dicken staubigen Büchern liest, schon viele hunderte Jahre her ist.«

Sie hielt mir den Kochlöffel mit etwas vom Curry hin. Ich blies darauf und probierte.
»Hmmm. Lecker.« Mein Magen zog sich zusammen. »Lass mir etwas über! Ich muss los.«

»Mach ich doch immer.«

Auf dem Weg aus der Wohnung rief ich. »Und leg mir meinetwegen auch eins dieser Magazine hin. Kann ich bestimmt nachher zum Einschlafen gebrauchen!«